





Ich hatte nicht geglaubt, dass mein Tag noch schlimmer werden könnte, bis meine beste Freundin mir eröffnete, dass sie vielleicht verrückt wurde. Wieder einmal.

„Ich ... was hast du gesagt?“

Ich stand in der Eingangshalle ihres Wohnheims und beugte mich in dem Versuch, ihn mir anzupassen, über einen meiner Stiefel. Bei ihren Worten riss ich den Kopf hoch und betrachtete sie durch das Gewirr dunkler Haare, die die Hälfte meines Gesichts bedeckten. Ich war nach der Schule eingeschlafen und hatte danach auf die Benutzung einer Bürste verzichtet, um noch pünktlich zu sein. Lissas platinblondes Haar war natürlich glatt und perfekt; es hing ihr über die Schultern wie ein Brautschleier, während sie mich erheitert beobachtete.

„Ich habe gesagt, dass ich denke, meine Tabletten funktionieren vielleicht nicht mehr so gut.“

Ich richtete mich auf und schüttelte mir die Haare aus dem Gesicht. „Was soll das heißen?“, fragte ich. Um uns herum eilten Moroi vorbei, auf dem Weg zu Freunden oder zum Abendessen.

„Heißt das ...“ Ich senkte die Stimme. „Heißt das, dass deine Kräfte zurückkehren?“

Sie schüttelte den Kopf, und ich sah ein schwaches Aufblitzen von Bedauern in ihren Augen. „Nein ... ich fühle mich der Magie *näher*, aber ich kann sie noch immer nicht benutzen. Aber ich spüre manchmal wieder etwas von dieser anderen Sache, du weißt schon ... ab und zu bin ich niedergeschlagener. Es ist nicht einmal *annähernd* so schlimm, wie es mal war“, fügte sie hastig hinzu, als sie meinen Gesichtsausdruck sah. Bevor sie ihre Tabletten bekam, konnten Lissas Stimmungen so übel werden, dass sie sich selbst schnitt. „Es ist einfach eine Spur deutlicher als bisher.“

„Was ist mit den anderen Problemen, die du früher hattest? Angst? Wahnvorstellungen?“

Lissa lachte. Sie nahm nichts von alledem so ernst, wie ich es tat. „Du hörst dich so an, als hättest du psychiatrische Lehrbücher gelesen.“

Das hatte ich übrigens wirklich. „Ich mache mir nur Sorgen um dich. Wenn du denkst, dass die Tabletten nicht mehr wirken, müssen wir es jemandem erzählen.“

„Nein, nein“, sagte sie hastig. „Es geht mir gut, wirklich. Sie wirken ja noch ... nur nicht mehr ganz so gut. Ich denke nicht, dass wir jetzt schon in Panik geraten sollten. Vor allem du nicht – zumindest nicht heute.“

Ihr Themenwechsel funktionierte. Ich hatte vor einer Stunde erfahren, dass ich heute meine Qualifikationsprüfung ablegen würde. Es war ein Examen – oder eher eine mündliche Prüfung –, das alle Wächternovizen während ihres ersten Jahres an der Akademie ablegen mussten. Da ich mich im letzten Jahr mit Lissa außerhalb der Schule versteckt hielt, hatte ich meine Prüfung versäumt. Heute würde man mich zu einem Wächter irgendwo außerhalb des Campus bringen, der mich der Prüfung unterziehen würde. Danke für die Vorwarnung, Leute.

„Mach dir um mich keine Sorgen“, wiederholte Lissa lächelnd. „Ich gebe dir Bescheid, wenn es schlimmer wird.“

„Okay“, erwiderte ich widerstrebend.

Aber um auf der sicheren Seite zu sein, öffnete ich meine Sinne und gestattete mir, sie durch unser Band zu fühlen. Sie hatte die Wahrheit gesagt. Sie war heute Morgen ruhig und glücklich, es gab keinen Grund zur Sorge. Aber ganz weit hinten in ihrem Geist spürte ich einen Knoten dunkler Beklemmungen. Diese Dunkelheit verschlang sie nicht, aber sie fühlte sich genauso an wie die Anfälle von Depressionen und Wut, mit denen sie früher zu kämpfen gehabt hatte. Es war nur ein kleiner Tümpel, aber er gefiel mir nicht. Ich wollte ihn überhaupt nicht da haben. Ich versuchte, tiefer in sie einzudringen, um mir einen besseren Eindruck von ihren Gefühlen zu verschaffen, und plötzlich machte ich die unheimliche Erfahrung, diese Gefühle tatsächlich zu berühren. Eine Übelkeit erregende Art von Gefühl bemächtigte sich meiner, und ich wich auf der Stelle aus ihrem Kopf zurück. Ein leichter Schauer überlief mich.

„Alles in Ordnung mit dir?“, fragte Lissa stirnrunzelnd. „Du siehst plötzlich so aus, als sei dir schlecht.“

„Ich bin nur ... nervös wegen der Prüfung“, log ich. Zögernd griff ich abermals nach dem Band. Die Dunkelheit war vollkommen verschwunden. Keine Spur mehr davon. Vielleicht war ja mit ihren Tabletten doch alles in Ordnung. „Mir geht es gut.“

Sie zeigte auf die Uhr. „Nicht mehr lange, wenn du dich nicht bald in Bewegung setzt.“

„Verdammt“, fluchte ich. Sie hatte recht. Ich umarmte sie schnell. „Wir sehen uns später!“

„Viel Glück!“, rief sie.

Ich eilte über den Campus und fand meinen Mentor, Dimitri Belikov, der neben einem Honda Pilot wartete. Wie langweilig. Es war zwar nicht zu erwarten, dass wir in einem Porsche über die Bergstraßen von Montana brausten, aber ein etwas cooleres Auto wäre doch nett gewesen.

„Ich weiß, ich weiß“, sagte ich, als ich sein Gesicht sah. „Tut mir leid, dass ich so spät dran bin.“

Dann fiel mir wieder ein, dass mir eine der wichtigsten Prüfungen meines Lebens bevorstand, und plötzlich waren Lissa und die Möglichkeit, dass ihre Tabletten vielleicht nicht mehr richtig wirkten, vergessen. Ich wollte sie beschützen, aber das würde nicht viel bringen, wenn ich die Highschool nicht bestehen und auch wirklich ihre Wächterin werden konnte.

Dimitri stand da und sah so schnuckelig aus wie eh und je. Das gewaltige Ziegelsteingebäude warf lange Schatten über uns, es ragte wie eine große Bestie im schummrigen Licht kurz vor Tagesanbruch über uns auf. Es begann zu schneien. Ich beobachtete, wie die leichten, kristallinen Flocken sanft herabschwebten. Mehrere landeten in seinem dunklen Haar, wo sie prompt schmolzen.

„Wer fährt sonst noch mit?“, fragte ich.

Er zuckte die Achseln. „Nur wir beide.“

Meine Stimmung schnellte prompt an „gut gelaunt“ vorbei schnurstracks auf „ekstatisch“ zu. Dimitri und ich. Allein. In einem Auto. Dafür könnte sich eine Überraschungsprüfung durchaus lohnen.

„Wie weit müssen wir fahren?“ Im Stillen betete ich, dass es eine

richtig lange Fahrt werden würde. Zum Beispiel eine, die eine Woche dauern würde. Und die es notwendig machen würde, in Luxushotels zu übernachten. Vielleicht würden wir in eine Schneeverwehung geraten und dort feststecken, und nur unsere Körperwärme würde uns am Leben erhalten.

„Fünf Stunden.“

„Oh.“

Etwas weniger, als ich gehofft hatte. Trotzdem, fünf Stunden waren besser als nichts. Außerdem war die Sache mit der Schneeverwehung keineswegs ausgeschlossen.

Für Menschen wäre es schwierig gewesen, über die dunklen, verschneiten Straßen zu fahren, aber für unsere Dhampiraugen stellten sie kein Problem dar. Ich schaute geradeaus und versuchte, nicht darüber nachzudenken, dass Dimitris Rasierwasser den Wagen mit einem sauberen, scharfen Duft füllte, der in mir den Wunsch weckte, einfach dahinzuschmelzen. Stattdessen konzentrierte ich mich wieder auf die Qualifikationsprüfung.

Es war nicht die Art von Test, für die man lernen konnte. Man bestand – oder man bestand nicht. Hochrangige Wächter besuchten die Novizen während ihres ersten Jahres und führten Einzelgespräche mit ihnen, um über die Hingabe der Schüler an ihre spätere Arbeit als Wächter zu diskutieren. Ich wusste nicht genau, welche Fragen gestellt wurden, aber im Lauf der Jahre waren Gerüchte durchgesickert. Die älteren Wächter schätzten den Charakter und die Hingabe der Neulinge ein, und einige Novizen waren danach für untauglich erachtet worden, den Weg des Wächters fortzusetzen.

„Kommen sie nicht normalerweise in die Akademie?“, fragte ich Dimitri. „Ich meine, ich bin absolut für die Exkursion, aber warum fahren wir zu ihnen?“

„Genau genommen fahren Sie nur zu *ihm*, nicht zu *ihnen*.“ Ein leichter russischer Akzent färbte Dimitris Worte, der einzige Hinweis auf das Land, in dem er aufgewachsen war. Davon abgesehen war ich mir ziemlich sicher, dass er besser Englisch sprach als ich. „Da dies ein Sonderfall ist und er uns einen Gefallen tut, sind wir diejenigen, die die Reise unternehmen.“

„Wer ist er?“

„Arthur Schoenberg.“

Ich riss den Blick von der Straße los und starrte Dimitri an.

„Was?“, quiekte ich.

Arthur Schoenberg war eine Legende. Er war einer der größten Strigoi-Jäger, die je gelebt hatten, und hatte früher den Wächterrat geleitet – dessen Aufgabe es war, den Moroi ihre Wächter zuzuteilen und Entscheidungen für uns alle zu treffen. Er war irgendwann von dieser Stellung zurückgetreten und beschützte jetzt wieder eine der königlichen Familien, die Badicas. Auch wenn er sich aus dem Amt zurückgezogen hatte, wusste ich, dass er immer noch tödlich war. Seine Heldentaten waren ein Teil meines Lehrplans.

„War ... war denn sonst niemand verfügbar?“, fragte ich kleinlaut.

Ich konnte sehen, dass sich Dimitri ein Lächeln verkniff. „Sie packen das schon. Außerdem, wenn Art Ihnen seinen Segen gibt, ist das eine wunderbare Empfehlung für Ihre Akte.“

*Art.* Dimitri nannte einen der absoluten Götter unter den Wächtern beim Vornamen. Natürlich war Dimitri selbst als Wächter ein beinahe absoluter Gott, daher hätte mich das eigentlich nicht überraschen sollen.

Schweigen machte sich breit. Ich biss mir auf die Unterlippe und fragte mich plötzlich, ob ich Arthur Schoenbergs Anforderungen genügen würde. Meine Zensuren waren gut, aber Dinge wie Ausreißen und Raufereien in der Schule konnten durchaus einen Schatten auf die Frage werfen, wie ernst es mir mit meiner künftigen Berufslaufbahn war.

„Sie packen das schon“, wiederholte Dimitri. „Das Gute in Ihrer Akte überwiegt das Schlechte.“

Manchmal war es, als könne er meine Gedanken lesen. Ich lächelte schwach und wagte es, zu ihm hinüberzuspähen. Es war ein Fehler. Ein langer, hagerer Körper, dessen Konturen selbst im Sitzen wahrnehmbar waren. Unergründliche, dunkle Augen. Schulterlanges, braunes Haar, das er im Nacken zusammenband. Dieses Haar fühlte sich an wie Seide. Ich wusste es, weil ich mit den Fingern hindurchgefahren war, als Victor Dashkov uns mit dem Lustzauber belegt hatte. Mit großer Zurückhaltung zwang ich mich, wieder zu atmen, und wandte den Blick ab.

„Danke, Coach“, neckte ich ihn und kuschelte mich wieder in den Sitz.

„Ich bin hier, um zu helfen“, wiederholte er. Sein Tonfall war unbeschwert und entspannt – eine Seltenheit bei ihm. Normalerweise war er stets sprungbereit, auf jeden Angriff gefasst. Wahrscheinlich dachte er, er sei in einem Honda sicher – oder zumindest so sicher, wie er in meiner Nähe nur sein konnte. Ich war nicht die Einzige, die Mühe hatte, die romantische Spannung zwischen uns zu ignorieren.

„Wissen Sie, was wirklich helfen würde?“, fragte ich, ohne ihm in die Augen zu sehen.

„Hmm?“

„Wenn Sie diese bescheuerte Musik ausstellen und etwas auflegen würden, das nach dem Fall der Berliner Mauer rausgekommen ist.“

Dimitri lachte. „Ihr schlechtester Kurs ist Geschichte, trotzdem wissen Sie irgendwie alles über Osteuropa.“

„He, ich brauche schließlich Material für meine Witze, Genosse.“

Immer noch lächelnd suchte er einen anderen Sender und blieb bei einer Countrystation hängen.

„He! Ich hatte eigentlich an was anderes gedacht“, rief ich.

Ich konnte erkennen, dass er wieder drauf und dran war, in Gelächter auszubrechen. „Entscheiden Sie sich. Entweder das eine oder das andere.“

Ich seufzte. „Dann stellen Sie wieder das Zeug aus den Achtzigern ein.“

Er drehte wieder am Rad, und ich verschränkte die Arme vor der Brust, während eine vage europäisch klingende Band etwas darüber sang, dass das Video den Radiostar gekillt habe. Ich wünschte, jemand würde dieses Radio killen.

Plötzlich kamen mir fünf Stunden gar nicht mehr so kurz vor, wie ich gedacht hatte.

Arthur und die Familie, die er beschützte, lebten in einer Kleinstadt an der I-90, nicht weit von Billings entfernt. Die allgemeine Auffassung der Moroi in Bezug auf Orte, an denen man leben konnte, war ziemlich geteilt. Einige Moroi argumentierten, dass große Städte am besten seien, weil sie es Vampiren ermöglichten, in der Menge unter-

zutauchen; nächtliche Aktivitäten erregten nicht so viel Aufmerksamkeit. Andere Moroi, wie diese Familie, entschieden sich anscheinend für weniger stark bevölkerte Städte, weil sie glaubten, die Wahrscheinlichkeit aufzufallen sei geringer, wenn es weniger Menschen gab, denen man auffallen konnte.

Ich hatte Dimitri dazu überredet, an einem durchgehend geöffneten Restaurant zu halten, um etwas zu essen, und da wir außerdem noch einen Tankstop einlegen mussten, ging es schon gegen Mittag, als wir ankamen. Das Haus war weitläufig angelegt, alles ebenerdig, grau geflecktes Holz und große Erkerfenster – natürlich mit getönten Scheiben, um das Sonnenlicht abzublocken. Es wirkte neu und edel, und auch wenn es mitten im Nichts stand, war es in etwa das, was ich von Mitgliedern einer königlichen Familie erwartet hatte.

Ich sprang ins Freie, und meine Stiefel sanken im glatten Schnee zwei oder drei Zentimeter tief ein und knirschten dann auf dem Kies der Einfahrt. Es war fast windstill, und ein tiefes Schweigen lag über der Landschaft. Dimitri und ich gingen über einen mit Flusskieseln bestreuten Gehweg durch den Vorgarten zum Haus. Ich konnte beobachten, wie er wieder auf Arbeitsmodus umschaltete, dabei aber ebenso gut gelaunt wie ich. Die angenehme Autofahrt hatte uns beide mit einer Art schuldbewusster Befriedigung erfüllt.

Ich rutschte auf dem eisbedeckten Gehweg aus, und Dimitri streckte sofort die Hand aus, um mir Halt zu geben. Einen unheimlichen Augenblick lang hatte ich ein Déjà-vu-Erlebnis, das mich zurück in die erste Nacht trug, in der wir einander begegnet waren, zurück zu dem Augenblick, da er mich vor einem ähnlichen Sturz gerettet hatte. Frostige Temperaturen hin oder her, seine Hand fühlte sich warm an auf meinem Arm, selbst durch die diversen Daunenschichten meines Parkas.

„Alles in Ordnung?“ Zu meinem Verdruss ließ er mich los.

„Ja“, bestätigte ich mit einem anklagenden Blick auf den vereisten Gehweg. „Haben diese Leute noch nie von Streusalz gehört?“

Ich hatte es scherzhaft gemeint, aber Dimitri blieb sofort stehen. Ich tat es ihm gleich. Sein Gesichtsausdruck zeigte jetzt Anspannung und Wachsamkeit. Er drehte den Kopf und ließ den Blick suchend über die weißen Flächen ringsum schweifen, bevor er wieder zum Haus hinüber-

sah. Ich wollte Fragen stellen, aber etwas an seiner Haltung gebot mir Schweigen. Er betrachtete das Gebäude fast eine geschlagene Minute lang, blickte auf den eisigen Gehweg, dann zurück zu der Einfahrt, über der eine Schneedecke lag, die nur von unseren Fußabdrücken durchbrochen wurde.

Vorsichtig näherte er sich der Haustür, und ich folgte ihm. Er blieb wieder stehen, diesmal, um die Tür zu betrachten. Sie stand nicht offen, war aber auch nicht ganz geschlossen. Es sah aus, als hätte jemand sie hastig zugeworfen, ohne darauf zu achten, ob sie wirklich ins Schloss fiel. Eine weitere Untersuchung ergab Kratzer am Rand der Tür, als wäre sie irgendwann einmal aufgebrochen worden. Ein winziger Stoß genügte, und sie öffnete sich. Dimitri fuhr mit den Fingern sachte über die Kante des Türblatts auf der Seite des Schlosses, und sein Atem formte dabei kleine Wolken in der Luft. Als er den Türgriff berührte, klapperte er ein wenig, als sei er zerbrochen.

Schließlich sagte er leise: „Rose, warten Sie im Wagen.“

„Abe ...“

„Gehen Sie.“

Ein einziges Wort – aber eins voller Macht. Mit dieser einen Silbe wurde ich an den Mann erinnert, den ich Leute durch die Luft hatte wirbeln und einen Strigoi pfählen sehen. Ich wich zurück und ging über den schneebedeckten Rasen, statt es noch einmal mit dem Gehweg zu versuchen. Dimitri blieb stehen und rührte sich nicht, bis ich wieder im Wagen saß und die Tür so leise wie möglich schloss. Dann drückte er mit einer kaum merklichen Bewegung die nur angelehnte Tür auf und verschwand im Haus.

Von brennender Neugier erfüllt, zählte ich bis zehn und stieg dann wieder aus dem Wagen.

Ich war nicht so dumm, ihm zu folgen, aber ich musste wissen, was in diesem Haus vorging. Der vernachlässigte Gehweg und die nicht gestreute Einfahrt ließen darauf schließen, dass seit einigen Tagen niemand mehr zu Hause gewesen war, obwohl das natürlich ebenso gut bedeuten konnte, dass die Badicas das Haus überhaupt nie verließen. Es war möglich, nahm ich an, dass sie die Opfer eines gewöhnlichen Einbruchs durch Menschen geworden waren. Es war auch möglich, dass irgendetwas sie verjagt hatte – wie zum Beispiel Strigoi. Ich

wusste, dass diese Möglichkeit der Grund war, warum Dimitris Miene so grimmig geworden war, aber mit Arthur Schoenberg als Wächter schien das ein unwahrscheinliches Szenario zu sein.

Während ich in der Einfahrt stand, blickte ich zum Himmel auf. Das Licht war trostlos und wässrig, aber es war da. Mittag. Der höchste Stand der Sonne heute. Im Sonnenlicht würden Strigoi nicht unterwegs sein. Ich brauchte sie also nicht zu fürchten, nur Dimitris Ärger.

Ich ging um die rechte Seite des Hauses herum und geriet in viel tieferen Schnee – fast dreißig Zentimeter tief. Sonst fiel mir nichts Seltsames an dem Haus auf. Von den Dachtraufen hingen Eiszapfen herab, und die getönten Fenster offenbarten keinerlei Geheimnisse. Plötzlich trat ich mit dem Fuß auf etwas Hartes und blickte hinab. Dort, halb vergraben im Schnee, lag ein silberner Pflock. Jemand hatte ihn in den Boden gerammt. Ich hob ihn auf und wischte stirnrunzelnd den Schnee ab. Was hatte ein Pflock hier draußen zu suchen? Silberpfähle waren wertvoll. Sie waren die tödlichste Waffe eines Wächters, imstande, einen Strigoi mit einem einzigen Stoß ins Herz zu töten. Wenn sie geschmiedet wurden, belegten vier Moroi sie mit Magie von jedem der vier Elemente. Ich hatte noch nicht gelernt, einen Silberpflock zu benutzen, aber als ich die Hand um den Griff schloss, fühlte ich mich plötzlich sicherer, während ich meinen Erkundungsgang fortsetzte.

Eine große Terrassentür führte vom hinteren Teil des Hauses auf eine hölzerne Terrasse, auf der man es sich im Sommer sicher gut gehen lassen konnte. Aber das Glas der Terrassentür war zerbrochen, sodass man sich leicht durch das gezackte Loch zwängen konnte. Ich schlich die Terrassenstufen hinauf, wobei ich mich sehr vorsichtig auf dem Eis bewegte, da ich wusste, dass ich ernste Probleme bekommen würde, wenn Dimitri herausfand, was ich da trieb. Trotz der Kälte sickerte mir Schweiß den Nacken hinunter.

*Tageslicht, Tageslicht*, rief ich mir ins Gedächtnis. Kein Grund zur Sorge.

Als ich auf der Terrasse stand, besah ich mir das dunkle Glas der Tür genauer. Es war nicht zu erkennen, womit es zerbrochen worden war. Direkt hinter der Scheibe war Schnee hineingeweht und hatte sich zu

einer kleinen Verwehung auf einem hellblauen Teppich aufgehäuft. Ich zog am Türgriff, aber die Tür ließ sich von außen nicht öffnen. Nicht, dass das bei einem so großen Loch etwas genützt hätte. Sehr vorsichtig, wegen der scharfen Kanten, griff ich durch das gezackte Loch in der Scheibe und öffnete die Tür von innen. Genauso vorsichtig zog ich die Hand wieder zurück und machte die Schiebetür auf. Sie öffnete sich mit einem leichten Schleifen auf ihren Schienen, einem leisen Geräusch, das in der unheimlichen Stille viel zu laut wirkte.

Schließlich trat ich durch den Eingang auf das Fleckchen Sonnenlicht, das durch die offene Tür in den Raum fiel. Meine Augen gewöhnten sich langsam an das schwache Licht. Ein Windstoß fegte über die Terrasse und ließ die Vorhänge um mich herum tanzen. Ich stand in einem Wohnzimmer. Mit allem, was man darin erwarten konnte. Sofas. Fernseher. Einem Schaukelstuhl.

Und einer Leiche.